

Die schweizerische Kultur [Schluss]

Autor(en): **Ollnhusen, Heinz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **6 (1910)**

PDF erstellt am: **04.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-764133>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Und wenn er jetzt vor aller Augen vier Mamelucken erwürgt hätte, die Rolle eines echten Ritters ohne Furcht und ohne Tadel konnte er nicht mehr spielen. Sein Nimbus war erloschen. Von da an fühlte er keinen Drang mehr, in schwellenden Metaphern zu sprechen, seine mächtige Stimme erschallen zu lassen. Ich glaube beim ersten hohen Ton hätte ihn die kalte Dusche eines allgemeinen Hohngelächters getroffen. Er gewöhnte sich ein nachdenkliches Schweigen an und seine unumgängliche Rede war nach dem Bibelspruch: „Ja, ja, nein, nein!“ Auch seine Haltung kam mir seither nicht mehr so unerbittlich kriegerisch vor. Es war irgend ein Bruch entstanden, der den Menschen Sterntaler auf seine natürliche Größe zurückführte. Im gleichen Maße jedoch, als er bei den Frauen in Ungnade fiel, gewann er meine Sympathie. Heute ist er gleich mir ein gesunder Ironiker, sehr misstrauisch gegen jeden Heroenkultus, allen großen Worten grimmig feind, — kurz, ein eifriges Mitglied des Vereins zur Verbreitung schlichter Sitten.

PAUL ILG.



DIE SCHWEIZERISCHE KULTUR

(Schluss.)

DER EINHEITSGEDANKE

Wenn der germanisch-demokratische Gedanke den konservativen und den partikularistischen Gedanken erzeugte, so wird es uns nicht Wunder nehmen, dass die orientalischen Gedanken des Despotismus und des Charisma den revolutionären Gedanken und den Gedanken der politischen Einheit erzeugten. Die Idee des Einheitsstaates hat denn auch zum erstenmal mit Alexander dem Großen ihren Einzug in die abendländische Geschichte gehalten.

Athen und Sparta hatten nicht nach der Einheit der griechischen Völker gestrebt, sondern nach der Hegemonie in dem freien Völkerbunde. Ähnlich erstrebte das republikanische Rom nur die Hegemonie und nahm zunächst nicht die unterworfenen und verbündeten Staaten in sein Bürgerrecht auf. Noch Philipp von Makedonien stand wohl auf diesem partikularistischen Boden der

Einigkeit im Gegensatz zur Einheit. Der Gedanke der staatlichen Einheit, der von seinem Sohne Alexander aufgenommen wurde, kam aus dem persisch-medischen Großkönigtum heraus. Attila und Dschingis-Chan haben ihn später gedacht. Auch Mohammed und die Khalifen huldigten ihm. Das römische Reich nahm ihn erst auf, als es im inneren Niedergang begriffen war. Napoleon I., der ihn mit größter Energie zu verwirklichen suchte, scheiterte schließlich an den Widerständen der partikularistisch denkenden Fürsten und Völker. — Das deutsche Reich seit 1870 hat seine Machtstellung nur deshalb bewahrt, weil es sich, trotz seiner Siege über Österreich und Frankreich nicht von dem partikularistischen Gedanken der Schonung des Besiegten, des Respektes vor der Existenzberechtigung des Gegners, abdrängen ließ.

England hatte Misserfolg auf Misserfolg, wo es die partikularistischen Neigungen seiner Glieder nicht wollte gelten lassen, so in Nordamerika vor den Freiheitskriegen, so in Irland noch heute. Es hat seine höchsten Triumphe errungen, wo es die Sonderexistenz seiner Gegner oder Glieder anerkannte, so in Südafrika, so in seiner jüngsten amerikanischen Politik. So paradox es klingen mag: Das Streben nach völliger Einheit führt zum Verfall der Kraft, der Partikularismus letzten Endes zur Einigkeit und zur Stärke der Gesamtnation. Engländer und Amerikaner haben sich in blutigem Kriege voneinandergerissen, und heute steht die englische Nation mächtiger da als je. Ich mache mich nämlich des von Professor Oechsli gerügten Unverstandes schuldig, die Amerikaner zur englischen Nation zu rechnen, weil sie die englische Sprache sprechen, und trotz starker kultureller Eigenart den Zusammenhang mit der Mutternation keineswegs verloren haben. Kulturell sind Engländer und Amerikaner schwerlich so verschieden, wie die Deutschen des Südens und Westens von denen des Nordostens, und doch rechneten wir diese schon zu einer Nation, als sie politisch noch nicht geeinigt waren, nur deshalb, weil sie die gleiche Schriftsprache besaßen. Russland hat sich im Laufe des letzten Jahrhunderts halb Asien einverleibt und steht heute ohnmächtiger da als je. Das partikularistische deutsche Volk lag vor dem einheitlichen französischen Kaiserreiche vor hundert Jahren scheinbar zerschmettert darnieder, und steht heute auf einer Höhe der Macht, die es in früheren Jahrhunderten nie erlebt hatte. Wir

lernen daraus: Einigkeit macht stark und gesund. Einheit zerstört die Kräfte der Nation.

Wir werden also auch den aus dem despotischen Gedanken geborenen Einheitsgedanken als einen widerdemokratischen und einen uns fremden orientalischen Gedanken verpönen.

DIE DEVISE DER FRANZÖSISCHEN REVOLUTION

Dass dem despotischen Gedanken auch der revolutionäre Gedanke und der Gedanke der Gleichheit entspringt, entspricht der inneren Notwendigkeit so gut, wie die Tatsache, dass der demokratische den konservativen und den partikularistischen Gedanken erzeugt.

Die so viel gerühmte Devise der französischen Revolution ist in ihren einzelnen Teilen nicht neu. Das Freiheitsideal ist das Ideal des arisch-demokratischen Gedankens, das der Gleichheit dasjenige des despotisch-morgenländischen Gedankens, und zwischen beiden, mit beiden vereinbar, steht das christliche Ideal der Brüderlichkeit. Dieses letztere Ideal hindert die Demokratie in ihr pathologisches Zerrbild, den Anarchismus, auszuarten.

Im germanisch-christlich-demokratischen Volk verzichtet der Starke auf seine Macht, um den Schwachen nicht zu kränken, im orientalisches-despotischen Volk sucht der Schwache dem Starken seine Macht zu entreißen, um sie selbst üben zu können.

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Manne erzittere nicht. Freiheit und Brüderlichkeit sind die Ideale unseres Volkes. Gleichheit wünschen wir nur, so weit sie sich mit Freiheit verträgt, so weit sie von der Brüderlichkeit geboten wird. Sie ist uns aber kein Ideal, ist sie doch nur auf Kosten der Freiheit, des uns eigentümlichen Ideals, zu erreichen.

DER URSPRUNG DER VERSCHIEDENEN KULTURGEDANKEN

Als äußerste Gegensätze stehen sich also der despotische und der charismatische Gedanke auf der einen, der demokratische auf der anderen Seite gegenüber. Auch die demokratischen Kulturgedanken, der despotische und der charismatische, äußern sich aber nicht nur in der Politik, sondern im gesamten Kulturleben. So sind der *Klassengeist* im *geschäftlichen Leben* (man denke an die Sozialdemokratie) und der *Kastengeist* im *geselligen Leben*

(man denke an das ostelbische Junkertum) Ausflüsse des despotischen und des charismatischen Gedankens. Dass diese beiden orientalische Kulturgedanken sind, haben wir bereits erörtert. Der demokratische Gedanke dagegen ist rein germanisch und zwar germanisch sowohl im Sinne des Tacitus, wie auch im Sinne Chamberlains, denn auch die Kelten hatten ihn ursprünglich, nur bewahrten sie ihn nicht in seiner Reinheit, wie ihn die taciteischen Germanen, und heute noch wir, ihn bewahrt haben. Schon Caesar berichtet: „In ganz Gallien gibt es nur zwei Klassen Menschen von einigem Einfluss und Ansehen, denn der gemeine Mann ist fast Sklave, von allen zurückgewiesen und von jeder Staatshandlung ausgeschlossen. Der größte Teil begibt sich daher, gedrückt von den Schulden, den vielen Abgaben und Misshandlungen der Großen, in den Dienst des Adels, der dadurch alle Rechte erhält, welche sonst Herren über Sklaven haben. Die beiden Klassen sind Druiden und Ritter.“ Der Druidenstand war ein frei erwählbarer, aber mit charismatischen Gnadengaben ausgestatteter, ähnlich dem katholischen Klerus. Der Ritterstand beruhte auf legitimistischer Grundlage, auf Abstammung.

Caesar berichtet weiter:

„Von Staatssachen darf man nur in den Volksversammlungen sprechen.“

Daraus ergibt sich aber, dass doch die ursprüngliche Staatsform der Gallier die reine Demokratie war, die nur zur Zeit Caesars, wohl durch Einflüsse von außen — ich erinnere daran, dass die Gallier mit der damals schon stark orientalisch angekränkelten griechischen Kultur Beziehungen unterhielten — und infolge eigener Entwicklung — der Egoismus der Vornehmen greift ja gerne ihm nützliche Gedanken auf — vom charismatischen und vom despotischen Gedanken beseelt, sich auf einer schiefen Ebene der Entwicklung befanden. Der Selbstmord des Orgetorix, der unter der Anklage, nach der Alleinherrschaft zu streben, stand, die Hinrichtung des Celtillus, des Vaters des Vercingetorix, unter der nämlichen Anklage, sprechen aber dafür, dass der demokratische Gedanke noch keineswegs erloschen war. Caesar berichtet denn auch, dass die Aeduer ihren „Vergobretus“ mit diktatorischer Gewalt alljährlich wählten, dass die Häuptlinge Galliens ihn baten, einen allgemeinen gallischen Landtag halten zu dürfen.

Auch der echte Spross des demokratischen Gedankens, der partikularistische Gedanke, war den Galliern eigen. Caesar berichtet darüber: „In Gallien sind nicht allein in allen Staaten, Gauen und Gemeinden, sondern auch fast in jeder Familie Parteien.“

Wir finden aber nicht nur bei den Galliern noch deutliche Spuren dafür, dass ihr Kulturgedanke ursprünglich der demokratische war, sondern auch die Römer dachten zur Zeit des Königtums und in den ersten Jahrhunderten der Republik unbedingt demokratisch. Auch die römische Reichsorganisation war anfänglich eine mehr partikularistische. Wohl hatte Rom die größte Macht, aber die Bundesgenossen waren weder Bürger noch Untertanen, sondern genossen eine gewisse Selbständigkeit. Wir können also auch unseren Welschen Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Unser schweizerischer Kulturgedanke widerspricht dem „génie latin“ keineswegs, wenn wir an dessen Quellen und nicht in dem aus diesen und anderen Quellen gespeisten, völkerchaotischen Sumpfe schöpfen. Erst in den späteren Zeiten der Republik, und zwar nicht innerhalb der patrizischen Partei, sondern bei der Volkspartei, bei Marius und Cäsar begannen despotische Gedanken sich langsam einzunisten und erhielten erst allmählich unter den Kaisern, verbunden mit charismatischen Gedanken nachweisbar orientalischer Provenienz (Heliogabal) die Oberhand.

Der partikularistische Gedanke aber erlosch erst mit dem Augenblick völlig, als unter Caracalla aus sämtlichen römischen Bürgern und aus sämtlichen Bundesgenossen Untertanen des römischen Kaisers geworden waren.

Wir haben bereits einmal die Tatsache gestreift, dass das persische Königtum, ursprünglich ein demokratisches Volkskönigtum, erst durch die Verbindung mit den semitischen Medern sich in eine charismatische Despotie verwandelte. Der germanische Gedanke der Demokratie ist also Gemeingut aller arischen Völker, der despotisch-charismatische der aller Orientalen. Ob der Schädel ein geeignetes Merkmal ist, um die Güte einer Rasse zu beurteilen, weiss ich so wenig, als Herr Bovet weiss, ob Lapouge oder Professor Martin mit ihren entgegengesetzten Ansichten Recht oder Unrecht haben. Dass aber die großen Kulturgedanken auf Rassengedanken zurückgehen, und dass das Eindringen fremder Rassen-

gedanken ganze Völker zum Untergang treiben kann, das lerne ich aus der Geschichte. Diesen Zusammenhängen aber nachzugehen, ist keineswegs müßig, denn Gedanken kann ich lernen oder vergessen. Ob ich einen langen oder einen kurzen Schädel habe, ist von meinem Willen unbeeinflussbar.

DIE VERSCHIEDENEN KULTURGEDANKEN IM LEBEN DER STAATEN

Man darf sich die Scheidung der bis jetzt entwickelten Begriffe nicht so sauber vorstellen, dass man jede Regierungsform und jeden Staat oder jedes Volk in die eine oder in die andere Gruppe schlechthin einreihen könnte. Gibt es doch zwischen den reinen Formen der Demokratie und dem reinen Despotismus zahlreiche Zwischenstationen, so neben der reinen demokratischen Republik die repräsentative Republik, neben der despotischen Monarchie die repräsentative, konstitutionelle Monarchie, zwischen den Einheitsstaaten und den Einzelstaaten Bundesstaaten und Staatenbünde. Am besten wird man ins Klare kommen, wenn man die verschiedenen Gebilde an einigen Beispielen aus der Geschichte sich vergegenwärtigt.

1. *Despotie:*

- a) reine Despotie: das Reich des Hunnen Attila, oder des Mongolen Dschingis-Chan;
- b) auf legitimistisch-charismatischer Grundlage: das russische Reich bis zur Eröffnung der Duma;
- c) auf charismatisch-demokratischer Grundlage: das ältere römische Kaiserreich;
- d) auf rein demokratischer Grundlage: das Kaiserreich Napoleons I.;
- e) auf demokratisch-repräsentativer Grundlage: die französische Republik zur Zeit der Schreckensherrschaft.

2. *Repräsentativverfassung:*

- a) auf legitimistischer Grundlage monarchisch organisiert: das Königreich Preußen und die meisten deutschen Bundesstaaten;
- b) auf legitimistischer Grundlage oligarchisch organisiert: das deutsche Kaiserreich;

- c) auf plutokratischer Grundlage republikanisch organisiert: die Hansastädte und die Reichslande Elsaß-Lothringen;
- d) auf demokratischer Grundlage monarchisch organisiert: Das Kaiserreich Napoleons III.;
- e) auf demokratischer Grundlage oligarchisch organisiert: Bern und Luzern im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert;
- f) auf demokratischer Grundlage republikanisch organisiert: die französische Republik.

3. Reine Demokratie:

Die Schweiz und ihre Kantone (ausgenommen Freiburg).

DIE VERSCHIEDENEN KULTURGEDANKEN IM TÄGLICHEN LEBEN

Um zu zeigen, dass diese Auseinandersetzungen nicht nur theoretischen Wert haben, und um ferner möglichst klar zu machen, wie ich die verschiedenen Kulturgedanken verstehe, will ich noch einige Gedanken und Gefühle des täglichen Lebens daraufhin prüfen, welchem der geschilderten Gedankenkreise sie angehören.

Wenn ein Preuße den großen Kurfürsten oder den alten Fritz um ihrer Vorzüge des Geistes willen, wenn ein Reichsdeutscher Wilhelm I. wegen seiner Charaktereigenschaften verehrt und liebt, so braucht er sich darum noch lange nicht aus dem demokratisch-germanischen Gedankenkreise zu entfernen. Wenn er auch seinen schwachen Herrschern in Treue anhängt, trotz ihrer Fehler und Mängel, so kann auch das noch zur Not als des freien Mannes würdige Dankbarkeit ausgelegt werden, wenn immer der Gedanke an die Klugen und Großen ihn leitet, wenn er wie ein treuer, alter Diener im Hause aushält, auch nachdem der gute Hausherr gestorben, auch wenn der Sohn des Hauses dem Vater nicht gleicht. Wenn der gleiche Mann aber dem unwürdigen Fürsten Ehrfurcht entgegenbringt, nur weil er ein Fürst ist, wenn der bayrische Bauer seinen König als solchen verehrt, obgleich er ein armer Geisteskranker ist, dann betreten wir das Gebiet des charismatisch-semitischen Gedankens. Wenn Ompteda in seinem Romane „Eysen“ den Vertreter des Adels sagen lässt, der Edelmann müsse sich seinen Adel

durch persönliche Tüchtigkeit und erhöhte Pflichttreue stets neu erwerben, so spricht er einen Gedanken aus, der mit dem demokratisch-germanischen Geiste nicht im Widerspruch steht, denn auch im demokratischen Volke darf ein jeder darnach trachten, durch besondere Vorzüge des Geistes und des Charakters über seine Volksgenossen emporzuragen, und darf stolz darauf sein, wenn seine Vorfahren schon in dieser Weise an der Spitze des Volkes marschierten. Wenn aber ein Mann bürgerlichen Standes sich über die vulgäre Plebs hoch erhaben fühlt, sobald er sein „Leutnant der Reserve“ auf seine Karten stechen lassen darf, so macht er damit einen Seitensprung in den charismatisch-semitischen Kulturgedanken, der im nördlichen Deutschland ganz merkwürdige Blüten getrieben hat. Ich denke dabei nicht an die Ebenbürtigkeitslehre der Fürstenhöfe, die einfach die lächerliche Zuspitzung eines an sich gesunden Rasseninstinktes darstellt. Der altgermanische Grundsatz „das Kind folgt der ärgeren Hand“ ist jedenfalls weit menschlicher gedacht, als der junggermanische Grundsatz der Hetze auf die „ärgere Hand“. Ich erinnere an die Ausartung eben des gleichen gesunden Rasseninstinktes im modernen Nordamerika.

Ich möchte weiter die vielen Charismata erwähnen, mit deren Hilfe der moderne Deutsche eine höhere Stufe gesellschaftlicher Stellung erreicht — das Einjährigenexamen, das eine tiefe Kluft zwischen dem „dreijährigen“ Volksgenossen und dem bevorzugten Einjährigen eröffnet — das Offizierspatent, das sogar Hoffähigkeit verschafft (zwischen dem Offizier und der Tochter eines dreijährigen Dienstpflichtigen gilt sogar nicht einmal das *ius conubii*) — das Korpsband, das Ebenbürtigkeit mit dem Offiziersstand gewährleistet — den Dokortitel (und auch in ihm gibt es Unterschiede; der juristische Doktor ist vornehmer als der medizinische; der Regierungsassessor weit über dem Gerichtsassessor) — Charismata aller Enden!

Wenn ein katholischer Priester glaubt, nur eine von ihm geschlossene Ehe sei ein Sakrament, die vom protestantischen Geistlichen eingesegnete oder die vom Standesbeamten allein beurkundete Ehe sei ein unsittliches Zusammenleben, so entspricht dieser Gedanke dem charismatisch-semitischen Kreise. Umgekehrt gehört der Gedanke der freien Liebe, der Unsittlichkeit aller Ehe-

gebundenheit, dem Gedankenkreise des Sklaven, der die Kette bricht, dem despotisch-mongolischen an, denn der freie Mann weiß, dass Ordnung und Gebundenheit die Voraussetzungen wahrhaft demokratischer Freiheit sind.

Wenn der Tagelöhner den Gutsbesitzer, der Arbeiter den Fabrikherrn hasst, nur weil er Knecht und jener Herr ist, so entspringt dieses Gefühl dem despotisch-mongolischen Kulturgedanken; wenn er ihn nur um seiner höheren Lebensstellung willen ehrt und fürchtet, ebenfalls. Hasst oder liebt er ihn, weil er von ihm Böses oder Gutes erfahren hat, so kann sein Gefühl noch dem demokratisch-germanischen Gedankenkreise angehören. Der Unteroffizier, der Vorarbeiter, der nach unten brutal, nach oben kriecherisch auftritt, denkt mongolisch-despotisch. Alle Gedanken und Empfindungen, die eine grundsätzliche Scheidung zwischen Mensch und Mensch, abgesehen von der geistigen oder sittlichen Höhe oder Minderbewertung, zur Voraussetzung haben, sind entweder semitisch-charismatischen oder mongolisch-despotischen Ursprungs, sind ungermanisch und undemokratisch. Alle Gedanken aber, die die wirklich vorhandenen natürlichen Unterschiede der Menschen ausdrücken, können und müssen auch innerhalb des demokratischen Gedankenkreises gedacht werden. So werden in jedem demokratischen Staate ganz von selbst sich Aristokratien des Geldes (Plutokratien) zu bilden suchen und Aristokratien des Geistes wirklich bilden. Undemokratisch werden sie erst, wenn sie sich gegen die übrigen Kreise des Volkes abzuschließen suchen, wenn sie künstliche Mittel anzuwenden trachten, um die Armen zu hindern, reich zu werden, wenn sie Intelligenzen hindern, sich hervorzutun, wenn sie dem „homo novus“ das Emporklimmen grundsätzlich erschweren.

DIE KULTURELLE AUFGABE DES SCHWEIZERVOLKES

Lasst uns nun die praktischen Schlussfolgerungen aus den gewonnenen Erkenntnissen ziehen.

Ob wir unser Volk als Nation bezeichnen oder nicht, bleibt sich eigentlich völlig gleichgültig. Es ist das lediglich ein Streit um den Sprachgebrauch. Ich möchte daher die Herren Bovet und Blocher ermuntern, ihren müßigen Kampf um Worte aufzugeben und ruhig weiter zu arbeiten an der Kulturaufgabe des

Schweizervolkes. Wenn wir im Sinne des Herrn Bovet ein wirklich schweizerisches „Staatsvolk schaffen und nicht im Traume daran denken, irgend eine fremde Nation zu imitieren“, so tun wir gerade das, was Herr Blocher von uns verlangt, dann bleiben wir gute Deutsche, bessere als die im Reich.

Das gilt sogar für den Welschschweizer. Zitiert doch Bovy eben so schön wie richtig: „Mon pays est là-bas où l'on parle allemand, avec le rude accent qu'on a dans les montagnes“.

Wir Schweizer deutscher und welscher Zunge unterscheiden uns kulturell von den Deutschen und Franzosen, aber nicht weil wir die deutsche Eigenart unserer Vorfahren aufgegeben, sondern weil wir sie reiner bewahrt haben als irgendwer, während die übrigen Angehörigen des fränkischen Reiches Karls des Großen, auch die Deutschen im Reich und in Österreich große Teile deutschen Kulturgutes verloren haben, die wir noch besitzen.

Unsere Kulturaufgabe ist, den germanisch-demokratischen Gedanken ebenso festzuhalten, wie die Vorfahren es taten. „Il suffit que la Suisse revienne à ses traditions et à ses mœurs,“ sagt Bovy. Wir müssen, wenn wir Schweizer sein und bleiben wollen, in erster Linie konservativ sein. Wir müssen und dürfen aber auch Partikularisten bleiben, denn der Gedanke der Einheit ist undemokratisch, ist ungermanisch, er widerspricht also echtem Schweizer-tum. Wir müssen den welschen Bundesbrüdern gestatten, gute Franzosen und Italiäner zu sein, und wir dürfen es ihnen ohne Gefahr für das schweizerische Gemeinwesen gestatten, so lange sie partikularistisch-demokratisch denken. Der partikularistische Gedanke, der sie verhindert, in unserem deutschen Volkstum auf-zugehen, wird sie auch verhindern, zu dem französischen und italiänischen Nationalstaate überzutreten, wie er auch uns hindert, obwohl wir deutscher fühlen und denken als die Deutschen im Reich und in Österreich, im deutschen Reiche aufzugehen. Gerade unser demokratisch-partikularistisch-konservativer Kulturgedanke, der zwar der germanische ist, aber uns reiner und stärker eigen ist als den Reichsdeutschen, stellt eine Schranke zwischen uns und sie. Unsere großen Dichter fühlten bewusst deutsch. Konrad Ferdinand Meyer sang in „Huttens letzten Tagen“ das hohe Lied des Deutschtums. Leuthold weihte sein Leben den großdeutschen Bestrebungen. Gottfried Keller wünschte die Grenze des deutschen

Reiches auf den Gotthard. Und doch, oder besser gesagt, weil alle drei so intensiv deutsch fühlten, waren sie eifrige Schweizer Patrioten. Gottfried Keller machte, als er seinen Wunsch aussprach, den Vorbehalt „sobald das deutsche Reich wieder Platz hat für demokratische Staatsgebilde,“ das heisst in die Sprache unserer Untersuchungen übersetzt, sobald der demokratisch-konservativ-partikularistische, aber rein germanische Gedanke, nicht mehr nur ein schweizerischer Gedanke, sondern wieder Allgemeinut aller Deutschen geworden ist.

Mit Recht wirft Herr Knapp, der begeisterte Französling, Herrn Professor Bovet, dem begeisterten schweizerischen Patrioten, eine „mentalité germanique“ vor, denn wer nicht deutscher denkt als der Deutsche, wer den germanischen Gedanken nicht restlos in sich aufgenommen hat, der denkt nicht schweizerisch. Zur Wehr setzen müssen wir uns nicht gegen das Deutschtum als solches, denn wir sind seine berufensten Vertreter. Zur Wehr setzen müssen wir uns vielmehr gegen die undeutschen Gedanken, die uns von allen Seiten zuströmen und unser Volksleben zu vergiften drohen. Verwirrt werden die Begriffe nur dadurch, dass diese undeutschen Gedanken uns zum großen Teile aus dem deutschen Reiche zuströmen. Dadurch haben wir uns gewöhnt, sie für deutsche Gedanken zu halten.

Der Herr von Oldenburg auf Januschau ist ein solcher Vertreter des gänzlich undeutschen semitisch - mongolisch - charismatischen Gedankens. Er denkt nicht konservativ, wie wir, sondern empfiehlt die Revolution von oben. Ich zweifle doch, ob der Schaffhauser Bauer des Herrn Blocher, auf die Dauer wenigstens, sich nicht besser mit dem Genfer Bankier verstehen würde, vielleicht sogar sprachlich, als mit dem preußischen Junker. Letzteren und seine Gesinnungsgenossen haben wir nun freilich nicht zu fürchten, da eine Revolution von oben unserem germanischen Freiheitsbegriff so deutlich widerspricht, dass jeder Versuch einer solchen schon im ersten Keime auf schärfsten Widerstand stoßen würde. Gefährlicher ist der despotische Gedanke für uns, wenn er im demokratischen Gewande einhertritt. Die revolutionäre Sozialdemokratie ist es, die ihn bei uns einzuführen sucht. Sie schreit nach Freiheit und meint damit die Herrschaft einer Klasse. Wir aber wollen keine Klassenherrschaft, weder

eine solche der Reichen, noch eine solche der Armen, weder eine Herrschaft des Geburtsadels von Gottes Gnaden, noch eine solche der Demagogen von Pöbels Gnaden. Sie schreit nach Gleichheit, meint aber nicht die Gleichheit des freien Volkes, in dem der Starke freiwillig auf Herrschaft verzichtet, sondern die Gleichheit des Sklavenvolkes, das den Starken schwach macht, damit er nicht herrschen könne. Unser Ideal ist die Regierungsform, die wir bereits besitzen, die reine Demokratie, in der die Führer des Volkes nicht nach ihrem Willen das Volk lenken, sondern in der die Führer dem Willen des Volkes sich beugen. Unsere Bundesräte, unsere Nationalräte verlassen ihre Stelle nicht, wenn das Volk ihre Gesetze verwirft, sondern sie unterziehen sich dem Volkswillen. Die Sozialdemokratie aber muss nach der Pfeife ihrer Führer tanzen. Wer sich nicht fügt, der wird ausgestoßen, verfolgt, verfehmt, geschlagen. Sie denkt den mongolisch-despotisch-revolutionären Gedanken. Wenn wir Schweizer bleiben wollen, so müssen wir diesen uns völlig fremden Gedanken unnachsichtlich von uns ausscheiden. Wir müssen nicht die sozialen Reformgedanken der sozialistischen Partei bekämpfen, wohl aber ihren revolutionären Gedankengehalt, denn er widerspricht dem konservativen Grundzug des germanisch-demokratischen, des schweizerischen Kulturgedankens. Wir müssen auch den Internationalismus der Sozialdemokratie bekämpfen, auch er ist mongolischen Ursprungs. Er widerspricht dem partikularistischen Grundzug des germanisch-demokratischen Gedankens, des schweizerischen Kulturgedankens.

Wir müssen den Internationalismus bekämpfen, von welcher Seite er komme. Auch die katholische Kirche ist international. Nicht der katholische Glaube ist unser Feind, denn, wie wir politische Freiheit üben und beanspruchen, wie wir sprachlich tolerant sind, so entspricht auch die religiöse Freiheit und Toleranz unserem demokratischen Ideal, aber die charismatischen Gedanken der Priesterherrschaft sind unschweizerisch, denn sie widersprechen dem germanisch-demokratischen Freiheitsbegriff, und die internationalen Herrschaftsgedanken des Papsttums sind unschweizerisch, denn sie widersprechen dem partikularistischen Grundzug unseres Volkes. Diese Bestandteile der katholischen Organisation, nicht Religion, müssen bis zur Vernichtung bekämpft werden.

Toleranz gegenüber Herrschaftsgelüsten ist nicht Edelmut, sondern Schwäche. Wir müssen uns daher gegen die Herrschaftsgelüste von rechts und links zur Wehr setzen.

Dass uns dies nur auf der Grundlage des Partikularismus gelingen kann, lehrt die Geschichte. Das einheitliche Frankreich hat seine sprachlichen Minderheiten aufgesogen, seine religiösen Minderheiten ausgestoßen. Das sprachlich einheitliche römische Reich deutscher Nation ist an seiner Religionsspaltung zugrunde gegangen. Auch sein Partikularismus konnte es nicht davor retten, denn er war zu dynastischen Zwecken missbraucht und missbildet worden. Der österreichische Staat ist im Begriffe, an seiner Sprachenmischung zugrunde zu gehen, wenn er nicht, wie es fast den Anschein hat, in letzter Stunde noch den Übergang zum System des Partikularismus vollzieht und daran gesundet. Das verhältnismäßig friedliche Zusammenleben von fünf Sprachen und zwei Konfessionen in der Schweiz haben wir nur unserer partikularistischen Organisation zu verdanken. Wir müssen also auch die Bestrebungen eines Teiles unserer Mittelparteien, zum Einheitsstaat zu gelangen, als unschweizerisch und dem germanisch-demokratischen Gedanken widersprechend, bezeichnen. Wir zitieren nicht umsonst stets falsch: „Wir wollen sein ein *einig* Volk von Brüdern“, statt „ein *einzig* Volk“, wie Schiller geschrieben hat; denn wir wollen das erstere, nicht aber das letztere. Bovy rief mit Recht aus: „Notre raison d'être c'est l'union, non la confusion,“ und an anderer Stelle: „Son esprit particulariste (der Schweiz nämlich) la sauva.“ Das soll nicht heißen, dass wir gemeinsame Kulturaufgaben nicht auch gemeinsam lösen dürften und müssten. Die Rettung der letzten größeren deutschen Rechtsinsel Europas in unserem neuen Zivilgesetzbuch war eine schweizerische Kulturthat ersten Ranges und wird mit Recht auch im Ausland hoch gepriesen. Das Militärwesen und andere Gebiete des öffentlichen Lebens können ohne Gefahr, vielmehr mit großem Nutzen vereinheitlicht worden. Das Aufgeben unserer bundesstaatlichen Organisation wäre aber als ein Aufgeben eines Teiles des germanisch-demokratischen Gedankens, als ein Aufgeben echter Schweizerart, zu bedauern, und würde dem Eindringen charismatischer und despotisch-revolutionärer Gedanken Vorschub leisten. Im gleichen Augenblick, in dem wir unsere partikularistische Organisation auf-

geben, würden die Abbröckelungsversuche in Genf und Tessin ernster zu nehmen sein, würde die sozialistisch-widerdemokratische Idee Aussicht auf einen, wenn auch in später Ferne liegenden Sieg erringen. Wir würden dann rettungslos aufgehen in der internationalen Gesellschaft.

Das uns durch unsere Geschichte vorgezeichnete Verhalten ist also in der inneren Politik der Kampf gegen zwei Fronten, gegen den internationalen Ultramontanismus und gegen die internationalen revolutionären Parteien. Politisch seien wir konservativ, religiös und national tolerant. Bezüglich der Organisation halten wir an der bundesstaatlichen Verfassung und an der reinen Demokratie fest und drängen das Repräsentativsystem, das im Parlamentarismus gipfelt, nach Möglichkeit zurück. Vor zwei Jahrtausenden war die reine Demokratie nur möglich in ganz kleinen Staaten, in denen sich das Volk zur Beratung auf einem Platz versammeln konnte. Rom musste, als es größer wurde, zum Repräsentativsystem übergehen und schritt zur Bildung einer Beamtenoligarchie, die später vom demokratisch-monarchischen, schließlich vom charismatisch-monarchischen Despotismus abgelöst wurde. Wir Schweizer haben es verstanden, die modernen Verkehrsmittel, Druckerpresse und Telegraph, dazu zu benutzen, auch in einem größeren Staatsgebilde, das eine Landsgemeinde nicht mehr ertrüge, die reine Demokratie wieder zur Geltung zu bringen. An Stelle der Landsgemeinde sind Stimmzettel und Urne, schriftliches Referendum und schriftliche Initiative getreten. Unsere Parlamente und Regierungen sind nicht die Herren, sondern die Diener des Volkes.

Unsere Kulturaufgabe ist es, der Mitwelt durch die Tat zu beweisen, dass die demokratische Staatsform nicht nur möglich, sondern dass sie die beste aller Staatsformen ist, dass sie vor Despotismus von unten sowohl wie von oben schützt, dass sie das Individuum nicht knechtet, wie die Kirche und alle extremen Parteien, sondern befreit, dass in ihr alle religiösen Bekenntnisse und alle kulturellen und sprachlichen Gegensätze friedlich nebeneinander leben können. Wir bilden gewissermaßen die Laboratoriumsretorte, in der das demokratische Experiment zu Nutzen und Frommen der ganzen Kulturwelt ausgeprobt wird. Wir bilden den Sauerteig, durch den alle Völker wieder mit dem germanisch-

demokratischen Gedanken durchsetzt, durch den alle semitisch-mongolisch-charismatisch-despotischen Kulturgedanken allmählich ausgeschieden werden. Wir bilden den Staatenbund oder Bundesstaat, der als Muster dienen kann für die zukünftigen vereinigten Staaten von Westeuropa. Wir haben also eine Kulturaufgabe, und zwar eine große.

Wenn wir uns den Einheitsstaaten Frankreich und Italien vermählen wollen, so begehen wir Landesverrat, wenn wir zu Österreich hinneigen, so begehen wir Selbstmord, wenn wir aber mit Gottfried Keller von einem einigen deutschen Staatenbund auf demokratischer Grundlage schwärmen, so bekennen wir uns als gute Schweizer und gute Deutsche zugleich, etwa wie wir zugleich gute Zürcher und gute Schweizer sein können.

Paul Usteri blieb, als er zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gegen die französische Politik der schweizerischen Bundesregierung Front machte und den Eintritt in den deutschen Bund empfahl, ein guter Zürcher und ein besserer Schweizer, als die damaligen schweizerischen Regierungsmitglieder. Wir sind ja die einzigen direkten Erben des alten germanischen Reiches Karls des Großen. Die anderen Erben, die heutigen deutschen, österreichischen, französischen und italiänischen Staaten und Völker haben allzuviel Mesallianzen mit fremden Kulturideen eingegangen. Treitschke hat also nicht Recht, wenn er sagt, das Schweizer Deutschtum sei nur ein kleiner Zweig des Deutschtums, das im Reich seine eigentliche Heimat hat, das schweizerische Franzosentum nur ein schwacher Zweig des Galliertums in Frankreich. Die unverfälschte Urheimat finden Deutsche und Franzosen nur bei uns verkörpert. Sie müssen zu uns kommen, wenn sie ihre eigenen halbverlorenen Kulturgedanken wieder kennen lernen wollen. Wir sind die Germanen par excellence.

Wenn wir aber heute uns dem deutschen Reich bedingungslos anschließen wollten mit seinen charismatisch-despotischen Junkern auf der einen, seinen despotisch-revolutionären Sozialdemokraten auf der anderen Seite, und seinen ultramontanen Massen in der Mitte, dann begingen wir nicht nur Verrat an unserem Schweizertum, dann begingen wir noch mehr Verrat an unserem Deutschtum, das wir uns reiner bewahrt haben, als irgendwer.

Wenn aber einst der germanisch-demokratische Gedanke von uns aus in Nord und Süd durchgedrungen sein wird, wenn die deutschen Staaten und Frankreich und Italien wieder reine Demokratien sein werden — ob mit oder ohne monarchische Spitze bleibt sich völlig gleich — wenn es zwar noch Edelleute, aber keine Junker — Christen, aber keine Pfaffen — Arbeiter, aber keine Genossen mehr gibt — und dieser Tag wird einst kommen — dann dürfen wir uns ruhig zum Sterben niederlegen, dann haben wir unsere kulturelle Aufgabe erfüllt, dann gehören allerdings die Grenzpfähle des deutschen Reiches nicht, wie Gottfried Keller es will, auf den Gotthard, denn dann wird die kulturelle schweizerische Eidgenossenschaft von der Nordsee, vom atlantischen Ozean und vom Mittelmeer gespült sein.

Wir werden ihn nicht mehr erleben, aber kommen wird er, der Tag, an dem Deutsche und Franzosen und Italiäner wieder zurückgekehrt sein werden zum germanisch-demokratischen Kulturgedanken, der einst auch der ihrige war. Ja wahrlich! die Stimme der Natur ist stark. Denn alle Völker seufzen nach Erlösung von den ihnen durch die römische Kirche einerseits, durch Vermittlung der slavischen Nachbarn anderseits aufgedrängten fremden semitisch-charismatischen und mongolisch-despotischen Kulturgedanken, die auf ihnen lasten, wie ein Alp. Die französische Revolution war der erste Versuch, sich von ihnen zu befreien. Er konnte nicht völlig gelingen, denn Despotismus vertreibt man nicht mit despotischen Mitteln, und eine tausendjährige Entwicklung wird nicht in hundert Jahren ungeschehen gemacht. Wir Schweizer aber haben das Rezept, an dem die Völker des westlichen Europa langsam, dafür aber auch dauernd gesunden können.

ZÜRICH

Dr. HEINZ OLLNHUSEN

* * *

Die Diskussion über die „Schweizerische Nation“ wollen wir vorläufig hier abbrechen; nicht weil verschiedene Leser gefunden haben, sie habe schon zu lange gedauert, sondern weil zur allmählichen Klärung der Begriffe und zur Sammlung weiterer Tatsachen eine längere Pause notwendig ist.

Herr Professor Oechsli und ich könnten uns darüber beklagen, dass Herr Dr. Ollnhusen unsere Beweisführung so wenig beachtet hat. Herr Dr. Ollnhusen hat einen blinden *Glauben* an die Rassentheorie; aus willkürlich gewählten Tatsachen der Geschichte konstruiert er sich ein System und Kategorien, die sich zum ewigen *Werden* der Menschheit genau so

verhalten, wie ein Zettelkasten zum lebendigen Wissen. Jedoch, ich habe bereits zu oft erfahren, wie wenig *DENKEN* und *WOLLEN* geachtet werden, um mich darüber noch zu ärgern. Da gibt es nur Eins: mutig ausharren!

Die Verschiedenheit der Ansichten, die hier vertreten werden, ist an sich interessant: sie beweist, dass sogar unter den Intellektuellen, aber auch in anderen Kreisen, viele in den Tag hineinleben, ohne zu wissen, wohin wir gehen. An diesem Zustand der Anarchie ist zum Teil unsere Auffassung der Politik schuld, worüber bald mehr. Es muss anders werden. Wenn wir es aufrichtig suchen, fern von der alten Schablone, werden wir schließlich das Prinzip finden, das unsere Kräfte zum Wohle des Vaterlandes endlich wieder einigt.

BOVET



JAQUES-DALCROZE

Jaques-Dalcroze va nous quitter: on lui fait à Dresde des offres magnifiques; un édifice grandiose va être construit dans la cité-jardin Hellerau et portera le nom même du maître. Ainsi, notre pays sera privé d'un homme, à l'heure où l'on se plaint de manquer d'hommes, à un moment où l'invasion des étrangers rend plus que jamais de tels hommes nécessaires. Car, ces étrangers, nous les assimilerons moins par nos lois que par notre prestige intellectuel et moral, par notre culture.

A Genève, Jaques-Dalcroze ne peut donner toute sa mesure, parce qu'il se heurte à l'hostilité — parlons franc — du Conservatoire, à la méfiance des gens en place et des „pouvoirs publics“, à l'indifférence et à l'incompréhension du plus grand nombre. On ne veut absolument voir en lui que l'auteur de quelques chansonnettes. On oublie que beaucoup de ces chansonnettes ont renouvelé notre répertoire populaire — il en avait besoin — on oublie le Festival vaudois, qui est une œuvre supérieurement nationale; et l'on s'écrie: „La gymnastique rythmique? cela n'est pas sérieux!“ On déclare cela à l'heure où cette méthode, nouvelle non seulement, mais rénovatrice, est appliquée partout en Allemagne, en Hollande — et le sera demain en France, en Europe, en Amérique, partout . . . sauf là où elle a été conçue: à Genève.

Deux réflexions: En bons moutons de Panurge que nous sommes, lorsque la gymnastique rythmique aura triomphé partout, nous nous empresserons de l'introduire au Conservatoire; mais